

Die Schiller-Begeisterung des 19. Jahrhunderts umfasste das ganze Land. Sie war etwas, an dem die ganze Bevölkerung Anteil nahm. Deutlich wurde dies besonders nach der Enthüllung des Denkmals auf der Marbacher Schillerhöhe, als dieses Ziel unzähliger Vereinsausflüge wurde. Jeder Gesangsverein, Kirchenchor oder Turnverein, jede Feuerwehr und jeder Kriegerverein, der etwas auf sich hielt, wollte wenigstens einmal das Denkmal des bewunderten Dichters sehen. Und ähnliches geschah nach der Gründung des Schwäbischen Schillervereins 1895, als viele dieser genannten Vereine, aber auch viele Städte und Gemeinden korporative Mitglieder im Trägerverein des geplanten Museums wurden.

Diese Begeisterung entsprang in den wenigsten Fällen der genauen Kenntnis der Schiller'schen Werke. Viel mehr war es so etwas wie patriotischer Stolz, der in dem gefeierten Dichter einen Landsmann sah, einen der gewissermaßen zur erweiterten Familie gehörte. Angesichts von so viel Vereinnahmung stellt sich natürlich die Frage nach Schillers Schwabentum. Wie stand es damit? Sah er sich als Schwabe? Gibt es Hinweise?

Im Folgenden soll versucht werden, einerseits sprachliche Spuren des Schwäbischen bei Schiller darzustellen, andererseits wird zu fragen sein, in welchem Maße geistige Strömungen, die ihre Herkunft in Schwaben haben, in Schillers Schriften und Äußerungen zu finden sind. Beide Fragestellungen sind, das sei der Ehrlichkeit halber gesagt, nicht neu. Die Reihe derer, die vorher auf diesem Acker gepflügt haben, ist lang.

*Schiller sprach, wie alle, schwäbische Mundart –
In der Schule mit Lutherbibel andere Sprachschicht*

Wenn wir uns zuerst der Frage der schwäbischen Mundart bei Schiller zuwenden, so ist wichtig, dass wir uns die besondere sprachliche Situation der Zeit vor Augen oder vielmehr vor Ohren halten. Es gab damals nicht die Möglichkeit der mechanischen Verbreitung der gesprochenen Sprache, wie wir sie heute in vielfacher Weise haben.

Kein Fernsehen, kein Rundfunk brachten Nachrichten oder Reden der Politiker aus der Hauptstadt bis ins letzte Dorf oder Gehöft. Keine Schallplatte konservierte die Stimme bedeutender Schauspieler noch lange nach deren Tod. Das heißt, man hörte



Das Marbacher Schillerdenkmal auf der Schillerhöhe gegenüber dem Schiller-Nationalmuseum.

nicht im ganzen Land eine Sprechweise, die mit dem Anspruch der Verbindlichkeit aufgetreten wäre. Auch bestand für niemand die Notwendigkeit, sich bei einem telefonischen Anruf aus weiter Ferne so auszudrücken, dass man auch von einem fremden Anrufer verstanden wurde. Es gab keine Norm, die man sprechend hätte nachahmen können. Den ersten Versuch der Festlegung einer verbindlichen

deutschen Bühnenaussprache machte erst Theodor Siebs 1898.

Aber nicht nur die Mittel zur Verbreitung einer akustischen Norm fehlten, es fehlte auch eine solche Norm selbst, gab es doch in Deutschland keine zentrale Hauptstadt, keinen politischen oder geistigen Mittelpunkt, von dem diese Norm hätte ausgehen können. Berlin war für die Süddeutschen in jeder Beziehung zu weit weg, das Meißnische, die Sprache Luthers, war im 18. Jahrhundert mit zu wenig politischer Macht und nach dem Konfessionswechsel der Wettiner auch sonst mit zu wenig Einfluss verbunden, und der Kaiserhof in Wien, zu dem man traditionsmäßig die stärksten Bindungen hatte, war im protestantischen Altwürttemberg doch zu sehr mit der Vorstellung «katholisch» verbunden, als dass man sich danach orientiert hätte.

Es ist bis jetzt, wohlgemerkt, nur von der akustischen Norm die Rede gewesen. Für die geschriebene Sprache hatte man natürlich ein Vorbild: die Lutherbibel. Dieses Vorbild war so stark in seiner prägenden Kraft, dass für jeden Schreibenden klar war, welche Formen möglich waren und welche nicht. Zwar gab es literarische Streitereien, welche Sprachformen eigentlich die richtigen seien, aber grundsätzliche Abweichungen gab es nicht.

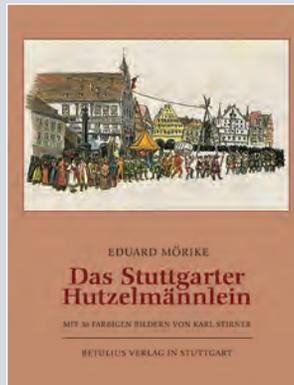
Wer also in Schwaben lebte, der sprach Schwäbisch mit seinesgleichen und musste sich, wenn er einen Fremden traf, eben bemühen, dass er verstanden wurde. Bei weniger gebildeten Schreibern traf man mehr mundartliche Ausdrücke als bei Leuten mit einer gewissen Bildung.

Für Schiller bedeutet das, dass er in seiner Jugend auf jeden Fall ganz in schwäbischer Mundart sprach, dass er die Schriftsprache in der Schule kennenlernte, vor allem in der Gestalt der Lutherbibel. Und dann wurde er auf der Karlsschule mit der ganzen Dichtung seiner Zeit vertraut gemacht, sodass wir sagen können, dass ihm die Schriftsprache durchaus geläufig gewesen sei. Aber er hat sie eben mundartlich eingefärbt. Es gibt die Geschichte von der Vorlesung seines zweiten Stückes «Die Verschwörung des Fiesco zu Genua». Schiller las es nach seiner Flucht den Mannheimer Schauspielern vor, von denen die meisten nach einer Pause nach dem zweiten Akt lieber zum Bolzschießen gingen und dem Dichter und seinem Werk einfach davonliefen. Der Regisseur Meyer lieh sich das Manuskript von dem enttäuschten Dichter aus und musste am nächsten Tag bekennen, das Stück sei meisterhaft, viel besser bearbeitet als die «Räuber». Man habe es gar nicht richtig würdigen können wegen der schwäbischen Aussprache Schillers und der verwünschten Art, mit der er alles deklamierte.

An dieser schwäbischen Aussprache hat Schiller zeitlebens festgehalten, wenngleich sein zwanzigjähriger Aufenthalt im sächsisch-thüringischen Sprachraum notwendigerweise eine gewisse Abschleifung brachte. Leichtgefallen ist ihm die Anpassung offenbar nicht, denn noch 1801 warnte er den Freund Hoven, der mittlerweile in Ludwigsburg Arzt geworden war und der wegen einer Professur in Jena anfragte: *Auch würdest Du Dich vielleicht in die ganz ungewohnte akademische Tätigkeit nicht sogleich finden, den schwäbischen Dialekt, der bei dem öffentlichen Vortrag auf einer sächsischen Universität im Wege steht, nicht einmal gerechnet.* Es brachte also Nachteile, wenn man in Thüringen zu breites Schwäbisch sprach.

Dennoch haben wir eine ganze Reihe von Zeugnissen dafür, dass man Schiller den Schwaben immer

Eduard Mörike Das Stuttgarter Hutzelmännlein



Mit der Historie von der schönen Lau.
Mit 50 farbigen Bildern von Karl Stirner.
Biographische Notiz von Hermann Hauber über Karl Stirner.
120 Seiten, Leinen mit Goldprägung, 23 x 28,5 cm Schutzumschlag

€ (D) 34,-
ISBN 978-3-89511-080-1

Stuttgart – Bilder der Stadt



Vorwort von Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Schuster.
Text: deutsch, englisch, französisch, polnisch, russisch und chinesisch.
48 Seiten, 9. Auflage,
126 farbige Abbildungen, gebunden

€ (D) 10,50
ISBN 978-3-89511-025-2

BETULIUS

Verlag • Fraasstraße 12 A • 70184 Stuttgart • Tel. 07 11 / 24 58 66
Fax: 07 11 / 2 36 05 18 • Email: weitbrecht.betulius@t-online.de



Schiller liest im Bopserwald bei Stuttgart seinen Freunden aus den «Räubern». Aquarell von Karl Heideloff, um 1850.

angehört hat. Im Jahre 1800 beispielsweise sagte er über einen Titeldarsteller seiner Macbethbearbeitung: *Meischterhaft. Er hat zwar ganz andere Versgschproche als ich sie gschriebe hab, aber es ischt trefflich.* Oder als er ein Jahr später bei einer Bühnenprobe zu Voltaires «Tancred» den argumentierenden Schauspieler Heide anfuhr: *Ei was! Mache Sie's, wie ichs Ihre sag und wie's der Goethe habbe will. Und er hat recht – es ischt a Graus, das ewige Vagiere mit dene Händ und des Hinaufpfeife bei der Rezitation!* Der Schauspieler sei wie vom Donner gerührt gewesen, denn so sei Schiller vorher noch nie aufgetreten. Die Darstellerin des Knaben Walter in der ersten Tellaufführung lobte er: *So ischt's recht mei Mädle! So muscht Du's mache.* Zu diesen Äußerungen, die von Schiller überliefert sind, treten andere von Zeitgenossen, die ihn als Professor in Jena erlebt haben. Einer von ihnen berichtete einem Freund, es sei weit besser Schiller zu lesen als ihn zu hören, denn er lese mit einem unausstehlichen Dialekt.

«Wenn jemand Schoße reimt auch Rose» – Suevismen in Schillers Reimen und Schriften

Wenn Schiller in seinem persönlichen Sprachgebrauch so stark in der Mundart verwurzelt war, so wäre es merkwürdig, wenn in seiner Dichtung nichts davon zu spüren wäre. Und ganz natürlich ist es, dass die Suevismen in den Werken der Frühzeit wesentlich häufiger anzutreffen sind als in den späteren, aber noch in den letzten Jahren reimt Schiller «schürt» und «rührt» auf «verliert», weil er offenbar die Ent-rundung des Umlauts ü zu i, die im Schwäbischen weit verbreitet ist, stets beibehalten hat. Bei der Abfassung seiner Gedichte ist Schiller immer ganz vom Klang ausgegangen, denn nur so sind gewisse Reime zu erklären, die sich eigentlich vom Schriftbild her von selbst verbieten.

Um das zu verdeutlichen, muss ich zunächst auf einige Merkmale des Schwäbischen hinweisen. Dazu gehört der Wandel

von i und u vor einem Nasal zu e und o. Es heißt nicht Wind oder Kind und rund oder Hund, sondern es heißt Wend, Kend, rond, Hond. Genau so heißt es nicht schlimm oder Himmel und krumm oder Lump, sondern es heißt schlemm, Hemmel, kromm, Lomp. Das gilt ebenso für ü, es heißt fenf und Schtrempf. Parallel dazu geht die sogenannte Ent-rundung von ö und ü zu e und i und vor Nasal von ä zu e. Diese Besonderheiten waren so allgemein verbreitet, dass manche Schreiber sie für durchaus konform mit der Schriftsprache hielten, besonders wenn es sich um Texte für den eigenen Gebrauch handelte.

Um dies zu verdeutlichen sei ein Eintrag im Tagebuch der Franziska von Hohenheim, der zweiten Gemahlin Herzog Karl Eugens, zitiert. Unter dem Datum des 24. Mai 1781 schrieb sie: *Donerstag himelfarts Tag d. 24. Ihro Durchleicht schrieben zu erst, alstan gengen sie in die meß u. ich nacher Birgach in die Kirch, nach Tisch fur man Bald in das Dörfle, ich las da u. Ihro Durchleicht reiteten herum u. sahen ob der frost nichts gedan hatte, man fendede nicht Vill, hen gegen wie der Klein Kam, so brachde er Zweige von Trauben steke von Stuttgardt mit, die fellig ferfrozen wahren, u. erzelde, daß alle nidriche Weinberge dieses schiecksall benebst bonen u.*

welsch Korn Gehabd hätten. Abends wurde spazieren gefahren u. am nacht essen wurde noch veranstaltet, daß man morgens frie feier in dem Weinberg machen solle; mit dem fus von Ihro Duchleicht geng es Gottlob immer Beser.

Franziska schrieb ganz nach dem Gehör ohne irgendein orthographisches oder grammatikalisches System. Ihre einzige Bildung hatte sie vom Dorfschulmeister ihres Geburtsortes Adelmansfelden erhalten, ehe sie sechzehnjährig mit dem Baron Reinhard von Leutrum verheiratet wurde.

Doch zurück zu Schiller. Im ersten von ihm veröffentlichten Gedicht «Der Abend», das er als Siebzehnjähriger schrieb, sind die schwäbischen Reime verständlicherweise besonders zahlreich. Da reimen sich Himmel und Getümmel (Schiller sprach Hemmel und Getemmel), Gesängen auf Schwingen, Ziel auf Gefühl, geringe auf Gesänge, beschimmert und niederdämmert, und sogar Strömen auf schwimmen. Wie gesagt, der Siebzehnjährige war noch nicht aus Schwaben herausgekommen. Aber auch noch zehn Jahre später heißt es in der «Bittschrift»:

*Feur soll ich gießen auf's Papier
mit angefrornem Finger,* (spr. Fenger)
*oh Phöbus, hassest du Geschmier,
so wärm auch deinen Sänger.* (spr. Senger)

Und noch einmal zehn Jahre später beginnt der «Ring des Polykrates» mit der schwäbischen Feststellung:

*Dies alles ist dir untertänig
Begann er zu Ägyptens König ...*

Weniger deutlich hören wir es in den «Kranichen des Ibykus», wo es heißt:

*Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
der auf Korinthus Landesenge ...*

Im gleichen Gedicht hören wir auch von der Todesangst des Ibykus:

*Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter ...*

Das Ö ist zu einem schwäbischen E geworden. Diese Entrundung hat Schiller, wie schon gesagt, sein Leben lang beibehalten, auch wenn er von den Romantikern verspottet wurde, von denen August Wilhelm Schlegel dichtete:

*Wenn jemand Schoße reimt auch Rose,
Auf Menschen wünschen und in Prose
Und Versen schillert: Freunde, wisst,
dass seine Heimat Schwaben ist.*

Was Schlegel hier noch anspricht, ist die Tatsache, dass im Schwäbischen kein stimmhaftes S gesprochen wird und Schiller demzufolge auf diese Feinheit auch nicht geachtet hat.

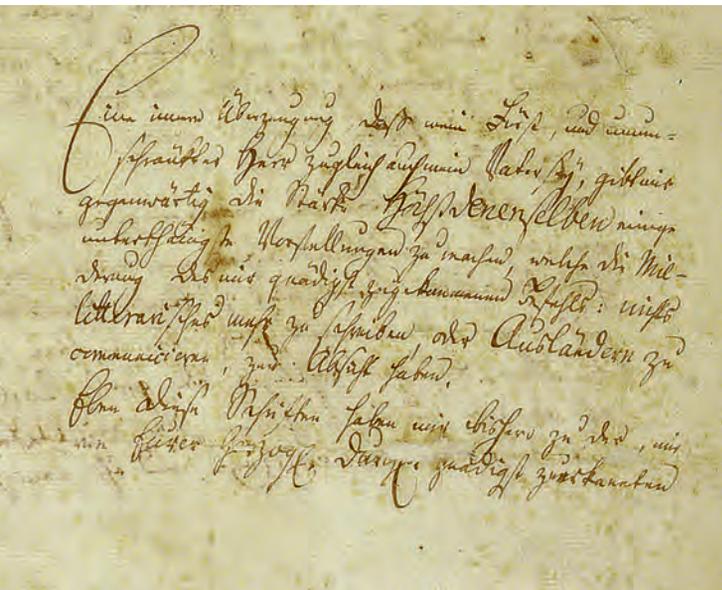
«Der Teufel soll die Dichterei beim Hemderwaschen holen»
Schwäbisches in Briefen und Schriften

Fällt der schwäbische Klang auch dem Nichtschwaben auf, so sieht dieser beim Wortschatz nicht sofort, ob es sich im gegebenen Fall um einen Ausdruck handelt, der außer Gebrauch gekommen ist, oder ob es schwäbische Eigenheiten sind. Umgekehrt ist sich aber auch Schiller hier der mundartlichen Besonderheiten stärker bewusst gewesen, weshalb wir zwar in den ersten drei, noch in der Heimat entworfenen Dramen manches Schwäbische finden, ab dem «Don Carlos» jedoch nicht mehr viel davon sehen. Die «Räuber» sind auf jeden Fall voll davon.

Einige Beispiele mögen dies zeigen. *Der Tisch wollte eben angehen*, sagt Schufferle und meint, bei dem großen Brand habe ein Tisch eben zu brennen angefangen. *Lern mich die Pfiße nicht*, wehrt Spiegelberg ab und will sagen, man brauche sie ihn nicht zu lehren. *Spring durch die Hintertür in den Hof*, weist Franz Moor den Hermann an, und auch die Frau des Musikus Miller in «Kabale und Liebe» sieht Ferdinand über die Planken springen, womit vermutlich noch an einen Mannheimer Straßennamen erinnert wird. *Was, die ganze allmächtige Börse*, fragt Vater Miller und will sagen, dass die Geldtasche sehr groß ist. Aber auch er traut der Geschichte nicht und fragt



Dieser Scherenschnitt zeigt den jugendlichen Schiller beim Eintritt in die Hohe Karlsschule. Frühestes «Portrait».



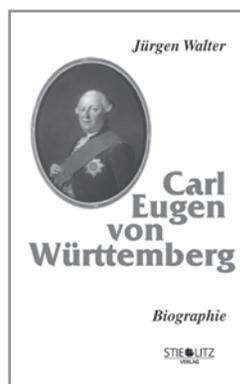
Brief, datiert auf den 1. September 1782, von Friedrich Schiller an Herzog Karl Eugen, den er «Fürst, und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater» nennt.

wenig später, ob er nicht das ganze Gaudium wieder herausblechen müsse. Die schon zitierte Bittschrift schließt mit dem Ausruf: *Der Teufel soll die Dichterei beim Hemderwaschen holen*. Schiller verwendet hier eine Pluralform zu dem Singular Hemd, die heute kaum noch zu hören ist.

In seiner Dichtung verlieren sich diese schwäbischen Ausdrücke, von denen noch viele zu nennen wären, mit den Jahren, sie tauchen jedoch in Schillers Briefen auch später noch auf. 1796 heißt es in einem Brief an August Wilhelm Schlegel über gewisse Kritiker, *sie würden alles Genialische in Grundboden zertreten und zerstören*. Und 1803 lesen wir, *Frau von Staal ist wirklich in Frankfurt und wir dürfen sie bald hier erwarten*. Wirklich ist hier im schwäbischen Sinn von gegenwärtig oder zur Zeit verwendet, wie es auch in den «Räubern» erscheint, wo Daniel Karl Moor auf das Bild des *wirklichen Grafen* hinweist. Und Daniel gibt uns auch ein Beispiel dafür, wie die Sprache der einfachen Leute von biblischen Bildern durchsetzt ist. Er sagt nämlich, als er Karl Moor in der Verkleidung erkannt hat: *Abe, Abe, weißer Schädel! Mürbe Knochen fahret in die Grube mit Freuden! Mein Herr und Meister lebt, ihn haben meine Augen gesehen*. Das ist nichts anderes als eine schwäbisch-pietistische Fassung der Rede des Simeon aus dem zweiten Kapitel des Lukasevangeliums, wo es heißt: *Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen*. Abe, abe, das ist schwäbisch für hinab, und der treue Diener vergleicht sich jenem Mann, der vor seinem Tod noch die Ankunft des Messias erleben durfte.

Schwabenväter und andere protestantische Prägungen – Flucht: Loslösen vom geistigen Vater Karl Eugen

Damit sind wir nun beim dritten Punkt, der Frage also, was Schiller an Vorstellungen, Bildern und Ideen übernommen habe, als deren Ursprung nur die schwäbische Heimat in Frage kommen kann. Wir wissen, dass Schillers Vater ein sehr frommer Mann war, wenn er auch mehr an Gottes Strenge als an seine Barmherzigkeit glaubte. Da für arme Leute in Württemberg ein sozialer Aufstieg eigentlich nur über den Kirchendienst möglich war, weil die Klosterschulen nach Ablegung des Landexamens Schülern jeder Herkunft die nötige Vorbildung für ein Studium und die Aufnahme in das Tübinger Stift sicherte, so ist es nicht weiter verwunderlich, wenn dieser Umstand – verbunden mit der Frömmigkeit der Eltern – in dem Jungen schon früh den Wunsch wach werden ließ, er wolle einmal Pfarrer werden. Und noch in einem späten Brief heißt es, er wäre gern Prediger gewesen, denn *vor einer versammelten Gemeinde über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der Menschheit zu reden, stelle ich mir als etwas Großes, Erhebendes vor*: Schon auf den Knaben hat in diesem Sinn der Lorcher Ortspfarrer Ulrich



Jürgen Walter

**Carl Eugen
von Württemberg**

ISBN 13: 978-3-7987-8
316 Seiten, mehrere
Abb.

€ 21,50

Was von der Herrschaft Carl Eugens, der als katholischer Herzog das protestantische Württemberg regierte im Gedächtnis blieb, sind Widersprüchlichkeiten und Extreme. Gehasst und geliebt zu Lebzeiten, blieb sein Bild zwiespältig in der Geschichte.

STIEGLITZ
VERLAG

D-75417 Mühlacker • Postfach 1351
Telefon (07041) 805 - 31 • Fax (07041) 805 - 70
E-mail: info@stieglitz-verlag.de
www.stieglitz-verlag.de

Moser gewirkt. Robert Minder, der französische Germanist, hat gezeigt, wie hier die ganze Reihe der großen Theologen, die man die Schwabenväter nennt, auf Schiller eingewirkt hat, von Moser zurück über Albrecht Bengel, Johann Valentin Andreae bis hin zu Johannes Brenz, dem Reformator und Schöpfer der *Confessio Wirtembergica* und der Großen Kirchenordnung.

Die Welt der Väter und zugleich der Richter hat die Welt des jungen Schiller ganz wesentlich beeinflusst. Karl Moors Klage lautet: *Ich habe keinen Vater mehr* – und aus dieser widernatürlichen Lage leitet er das Recht ab, sich an der ganzen Menschheit zu rächen. Seine Umkehr am Schluss bedeutet nicht Anerkennung der bestehenden Ordnung als gut. Sie wird nur akzeptiert, weil sie stellvertretend für eine höhere, göttliche Ordnung steht, der Karl sich unterwirft, um seine Freiheit wieder zu erlangen. Minder sieht in diesem Grundgedanken der «Räuber» – innere Wandlung statt äußeren Umsturzes – eine alte schwäbische Haltung: *Ideen von Johann Valentin Andreae leben hier weiter, der im dreißigjährigen Krieg als Ausweg aus Chaos und Barbarei nur eines sah: den Zusammenschluß erleuchteter Einzelner. Ein Jahrhundert vorher hatte Johannes Brenz den aufständischen Bauern die Bibel entgegen gehalten mit der Weisung: Geht in euch.* Schiller wurzelt hier also ganz tief in schwäbischem Boden. Dass er in dem Pastor Moser, der Franz Moor auf das Gericht hinweist, seinem Lorcher Pfarrer ein Denkmal setzte, dürfte allgemein bekannt sein.

Wer von Vätern spricht – und seien es nur die Schwabenväter –, der darf aber auch nicht die Schwierigkeiten vergessen, die Söhne meistens mit ihren Vätern haben. Schiller machte da keine Ausnahme. Ja, er hat die Vater-Sohn-Problematik gleich verdoppelt erfahren, denn außer seinem leiblichen Vater hat ihn ja auch noch ein anderer unter seine Söhne gerechnet, Herzog Karl Eugen. Die Auseinandersetzungen, die letztlich zu Schillers Flucht aus Stuttgart geführt haben, sind zu einem großen Teil auch ein Konflikt der Generationen, der Loslösung vom Vaterbild des übermächtigen Herzogs, der hinter allem steht. Überall tauchen sie auf, die problematisch-übermächtigen Väter: sei es der alte Doria im «Fiesco», der Präsident in «Kabale und Liebe», König Philipp und – noch gesteigert – hinter ihm der Großinquisitor in «Don Carlos»; bis hin zur «Jungfrau von Orleans» geht die Thematik. Bezeichnend für die Vaterrolle des Herzogs scheint mir der Umstand, dass Schiller sich innerlich nie ganz von ihr lösen konnte.

Was aber wäre wohl gewesen, wenn Schiller nicht geflohen wäre? Wenn er unter der Fuchtel seiner Väter geblieben wäre? Die Antwort können wir ablesen am Schicksal derer, denen eine Flucht nicht lag

oder die dem Herzog in die Hände fielen. Fünf Jahre war der berühmte Staatsrechtler Johann Jakob Moser auf dem Hohentwiel eingekerkert, der Dichter Schubart gar zehn Jahre auf dem Hohenasperg. Was war Mosers Vergehen gewesen? Er hatte sich gegen die absolutistische Willkürherrschaft Karl Eugens aufgelehnt, hatte gefordert, dass der Herzog die verfassungsmäßigen Rechte respektierte, die dem Landtag in Württemberg seit dem Tübinger Vertrag von 1514 zustanden. Das unbeugsame Rechtsgefühl des frommen Mannes sah im Vorgehen des Herzogs einen Bruch des beschworenen Rechts, mit dem er sich nicht abfinden konnte.

Schubart, von ganz anderer Art, hatte die Günstlingswirtschaft des Herzogs in seiner Zeitung scharf angegriffen und war dafür, unter Bruch allen Rechtes, auf württembergisches Gebiet gelockt und von da auf den Hohenasperg gebracht worden. Schiller entkam, aber eben seine Flucht vor der Gewalt und die spätere Forderung des Marquis Posa vor König Philipp: *Sire, geben Sie Gedankenfreiheit*, zeigt, dass er in der gleichen Reihe stand und in der gleichen Gefährdung war.

Zeitlebens empfindet sich Schiller als Schwabe – Schwäbisches Erbe ohne altwürttembergische Enge

Neben der Verwurzelung in der schwäbischen Geisteswelt, die ihn schon in seinem ersten Drama die Frage nach der sittlichen Weltordnung aufwerfen ließ, gibt es natürlich auch mehr äußere Anregungen, die Schiller aufgegriffen hat. Den Stoff zu seiner Erzählung «Der Verbrecher aus verlorener Ehre» verdankte Schiller vermutlich der mündlichen Erzählung seines Lehrers Abel, dessen Vater die Untersuchung gegen das Urbild des Christian Wolf, den Sonnenwirt Friedrich Schwan aus Ebersbach, 1760 in Vaihingen an der Enz leitete. Einer gedruckten Erzählung Schubarts entstammte der Stoff der «Räuber». In Schillers drittem Stück, «Kabale und Liebe», bildeten eigene Erlebnisse Schillers in der höfischen Welt von Ludwigsburg und Stuttgart den Hintergrund für den Angriff auf die fürstliche Willkürherrschaft, auf die Schranzenwirtschaft und auf den unmenschlichen Soldatenhandel. Sogar noch die Trauerfeier für den Herzog hat einen Niederschlag in Schillers Werk gefunden: Er war damals zu Besuch in Ludwigsburg, und ihre Beschreibung ist bis in Einzelheiten in Don Cesars Beschreibung des Leichenbegängnisses seines Vaters in der «Braut von Messina» wieder zu finden.

Zum Schluss sei noch die Frage erlaubt, wie Schiller selber zu seinem Schwabentum gestanden habe. Über seine Jugendgedichte an Laura meint er 1786 in

Leipzig: Ich dächte aber, man hätte es meinen Gedichten anmerken müssen, dass es mit ihnen nicht so ernstlich gemeint gewesen sei, denn mit solchen Überschwenglichkeiten würde mich kein vernünftiges Mädchen und am allerwenigsten eine Schwäbin angehört haben.

Schiller selbst war wohl auch zu brummiger Kürze fähig, wie ein brieflicher Bericht über einen Besuch von Goethes späterem Schwager Vulpius zeigt. Er schreibt dem Freund Körner 1787: *Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche so kurz war, dass ich sie Euch ganz hersetzen kann. Es wird an meiner Thür geklopft. «Herein». Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt. «Habe ich nicht das Glück», sagt die Figur, «den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?» «Der bin ich, ja.» «Ich habe gehört, dass Sie hier wären und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich soeben komme.» «Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?» «Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu seyn. Mein Name ist Vulpius.» «Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden – bedaure nur, dass ich mich in diesem Augenblick versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen.» «Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin*

zufrieden, dass ich Sie gesehen habe.» Damit empfahl sich die Figur – und ich schreibe fort.

Man kann sich richtig vorstellen, wie er den Fremden angebrummt hat. Zu anderen Zeiten konnte er auch anders sein; 1798 wird beim Abschied zweier Landsleute ein Schwabenfest gefeiert. Er hat den Schwaben nie verleugnet und auch die weniger angenehmen Seiten gesehen. Später entschuldigte er einmal seine Zurückhaltung auf einer Gesellschaft und den Mangel an Leichtigkeit mit seinem Schwabengemüt.

Wie steht es nun mit der Frage nach dem Schwaben Schiller? Es ist eigentlich außer Zweifel, dass Schiller zeitlebens sich seiner Herkunft bewusst war, sich als Schwaben empfunden hat. Und wesentliche Züge seines Werkes sind von dem schwäbischen Geisteserbe bestimmt, das die Heimat ihm mitgegeben hat. Aber er ist nicht in der Enge Altwürttembergs verhockt. Er ging ganz wörtlich «hinaus ins feindliche Leben» und hat außerhalb der durch fürstliche Willkür und Tradition gesetzten Grenzen ein Werk geschaffen, das heute der ganzen Menschheit gehört. Der schönste Beweis dafür ist der Umstand, dass seine Ode «An die Freude» in der Vertonung Beethovens zur Hymne des neuen Europas wurde.



Württemberg
Feierabend!

Die Krönung Ihres Tages ist ein herrlich entspannter Feierabend. Mit einem wunderbaren Württemberger. Fruchtiger Lemberger. Frischer Trollinger. Feiner Schwarzriesling. Rassiger Spätburgunder. Kräftiger Acolon. Erlesener Samtrot: Jedes Original hat seinen ganz eigenen Geschmack. Ihren persönlichen Lieblingswürttemberger finden Sie überall, wo es guten Wein gibt. Achten Sie einfach auf den Kennerkopf.

Entdecken Sie die Weine der Württemberger Weingärtnergenossenschaften / www.wwg.de

